

Ion Irimie

Ein chirurgischer Eingriff

Philosophische und psychologische
Gedanken über Gesundheit, Krankheit
und den Wert des Lebens

Aus dem Rumänischen von Christian M. Fabini

HERDER 
FREIBURG · BASEL · WIEN



Originalausgabe: *Povestea unei operații / Perspectivă psihologică și filozofică*,
in rumänischer Sprache erschienen im Verlag Napoca Star, Cluj-Napoca
(Rumänien) 2014, © Ion Irimie

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2023

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Gestaltungssaal

Satz: ZeroSoft SRL, Timisoara

Herstellung: GGP media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-03416-9

Inhalt

1. Zur Einführung	7
2. Bis zur Operation	9
3. Die Operation und die Zeit danach	34
4. In der Reha	45
5. Stimmungen oder Gedanken und noch mehr Gedanken ..	50
5.1. Über die Menschen, die mir nahe sind	50
5.2. Zum Thema Schmerz	55
5.3. Die Frage des Lebenssinns	63
5.4. Gedanken zur Bilanz	67
5.5. Einige ehemalige Studenten	78
5.6. Formen des Austretens aus der Welt. Philosophischer Exkurs	91
5.7. Über die Băsescu-Politik	102
6. Ohne Fazit	110

1. Zur Einführung

Nachdem ich meine *Erinnerungen* (auf Rumänisch: *Aduceri aminte*) fertig aufgezeichnet hatte, erwartete ich nicht, dass das Leben mir noch grundlegend neue Erfahrungen bescheren würde. Ich dachte damals, mein Lebensfaden würde geradlinig weiter abrollen und ich würde dem Geschriebenen nichts mehr hinzuzufügen haben.

Aber siehe da, so sollte es nicht kommen. Das Leben hielt eine große Überraschung für mich bereit. Eine Überraschung, die mich nun erneut zur Feder greifen lässt, um die weiten Bereiche des Erlebten zu erkunden. Es handelte sich um die überraschende Diagnose, dass eine meiner Herzklappen zerfasert war, im medizinischen Fachjargon eine „schwere Mitralsuffizienz“. Begleitet wurde diese Insuffizienz von einer ziemlich fortgeschrittenen und ziemlich gefährlichen Herzrhythmusstörung.

Die beiden völlig unerwarteten Gesundheitsschäden stellten mich vor eine lebensentscheidende Wahl: einen chirurgischen Eingriff zu akzeptieren, der mich wieder in den Zustand eines einigermaßen gesunden Menschen versetzen konnte, oder den Eingriff abzulehnen und die mir verbleibenden Lebenstage als Kranke zu verbringen, als ein Mensch, dem jeden Tag und jeden Augenblick sein Ende vor Augen stehen kann. Nach Stunden und Tagen quälender, aber unvermeidlicher Abwägung, nach Beratungen mit meiner Tochter Anca und auf wiederholtes, hartnäckiges Drängen des Kardiologen entschloss ich mich für die Operation. Ich akzeptierte, dass mit dem Skalpell irgendwo in der Herzgegend und sogar im Inneren des Herzens hantiert würde. Die Ärzte versicherten mir, alles würde gut gehen, im Hinblick auf die Verfassung des Herzmuskels und der

1. Zur Einführung

benachbarten Arterien und Venen seien die Risiken des Eingriffs nicht höher als drei Prozent. Angesichts dieser Zahl vertraute ich auf meine Chancen, den Eingriff erfolgreich zu überstehen. Aber so sehr ich meinen Chancen vertraute, so war doch der Gedanke, ich könnte unter den drei von hundert sein, nicht von der Hand zu weisen. Nach Abwägung aller Sorgen und aller Überzeugungskraft jener drei Prozent sagte ich mir: „Auf zur Operation, mein Junge!“ Um jedoch über den Eingriff und alles Weitere zu berichten, möchte ich mit dem Anfang beginnen.

2. Bis zur Operation

Es war an einem schönen Sommertag im Juli. Es war ein Donnerstag, an dem ich nach den morgentlichen Verrichtungen etwa um neun Uhr losging, um mein Buch *Information und Kausalität* zum Kopieren zu bringen. Die letzten Korrekturen waren eingearbeitet und ich wollte es nicht an den Verlag übergeben, ohne ein Exemplar für mich übrig zu haben. Bei meinem bevorzugten Copyshop sagte mir die junge Dame, sie würde etwa zwei Stunden dafür benötigen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mir auf den Klausenburger Gassen einen Zeitvertreib zu suchen.

Ich trat aus dem Copyshop und überlegte, ob ich mit dem Handy herausfinden könnte, ob diejenige, die ich hier einfach „V“ nennen will, vielleicht in der Stadt ist. Ich erfuhr, dass sie in der Stadt und sogar in der Nähe sei. Wir vereinbarten, uns zu treffen. Nach dem Treffen begleitete ich sie zur Haltestelle der Linie 35 an der Oper. Sie wollte „die Ihren“ besuchen. So nennt sie die Mitglieder der Familie – Tochter, Schwiegersohn und zwei Enkelinnen.

Nachdem wir uns verabschiedet hatten, ging ich weiter in Richtung Copyshop. Auf dem Weg, etwa an der Buchhandlung der Uni, traf ich meine gute Freundin Camelia Ban. Mit ihrem ärztlich geschulten Blick erkannte sie sofort, dass etwas mit mir nicht in Ordnung war. „Ionica, was ist los mit dir? Du bist schwer krank. Ich erkenne deine Augen, dein Gesicht nicht wieder, etwas ist nicht in Ordnung. Bitte nimm schnell ein Taxi und fahr nach Hause. Und morgen direkt zu den Ärzten!“ Ich sagte, vielleicht sei der Sommer schuld, dass ich so schlecht aussehe. Sie entgegnete, es ginge hier nicht um den Sommer, es ginge um einen Schaden an der Gesundheit. Ich

2. Bis zur Operation

begleitete sie noch ein paar Schritte und beim Abschied versprach ich ihr, vom Copyshop direkt nach Hause zu gehen. „Aber mit dem Taxi, nicht zu Fuß“, ermahnte sie mich kategorisch.

Als ich im Copyshop fertig war, gehorchte ich Camelias Rat und nahm vom Platz des Friedens ein Taxi nach Hause. Kaum war ich eingetreten, läutete das Telefon. Camelia kontrollierte, ob ich gut zu Hause angekommen sei. Ihr Anruf machte mich nachdenklich. Ich merkte, dass etwas Ernstes los sein müsse, wenn sie so besorgt anrief. Aber dann ruhte ich mich ein bisschen aus und hatte ihre Warnungen schon fast vergessen. Nach einer ziemlich gut durchschlafenen Nacht überlegte ich, dass ich eventuell die Einladung zum Essen, die ich meinem Freund Vanea Semeniuc gemacht hatte, einlösen könnte. Er war gerade erst vom Land zurückgekehrt und hatte wohl nicht allzu viel im Kühlenschrank. Gekochtes Essen sowieso nicht. Wir aßen zusammen, tranken ein Glas Wein, brachten die Politik ein Stückchen weiter, und schon war der Freitag um. Es folgte der Samstag. Für diesen Tag hatte ich die Einladung einer guten Freundin namens Any zum Quarkknödelessen angenommen. Bereits mehrere Stunden vorher spürte ich immer deutlicher, dass ich diese Verabredung nicht wahrnehmen konnte. Ich fühlte mich so dermaßen erschöpft, dass ich mir nicht zutraute, zu ihr zu gelangen, selbst wenn ich ein Taxi nähme. Ich war nicht sicher, ob ich die wenigen Treppenstufen bis zu ihrer Wohnung schaffen würde. Diese Unsicherheit veranlasste mich, zum Hörer zu greifen und ihr zu sagen, dass ich mich nicht wohlfühlte. Ich bat sie, die Quarkknödel auf ein anderes Mal zu verschieben. Glücklicherweise hatte sie die Knödel noch nicht zubereitet! Sie verstand mich und bat mich, gut auf mich aufzupassen.

Den ganzen Tag saß ich faul herum. Dann kam die Nacht und ich dachte, der Schlaf würde mich wieder aufrichten. Dem war aber nicht so. Am Morgen fühlte ich mich nicht wohl. Mir wurde schon schwindlig, wenn ich nur versuchte aufzustehen. Aber wo konnte man am Sonntag schon ärztliche Hilfe bekommen?! Nach einer Weile, als mir bewusst wurde, dass ich nicht bis zum Montag durchhalten würde, kam mir die Idee, meinen vertrauten Arzt Dan Vla-

dutiu anzurufen. Er war und ist nicht nur ein guter Arzt, sondern auch ein guter Freund. Er kannte meine Gesundheitsprobleme schon lange und er kannte sie sehr gut. Ich erklärte ihm, was los war, und er sagte: „Herr Ionica, jetzt ist es zehn Uhr, um elf hole ich Sie ab und bringe Sie mit dem Auto in die Klinik.“ Und so kam es auch. Als er mich sah, merkte er gleich, dass ich nicht in seine Klinik, sondern in die Kardiologie gehörte. Also direkt ins Herzzentrum.

Hier nahm mich sofort eine junge Dame in Empfang, die mich nach einer Routineuntersuchung zur Echokardiografie brachte. Laut Diagnose des Ultraschallspezialisten hatte ich eine ziemlich schlecht funktionierende Herzklappe, weshalb beschlossen wurde, mich sofort stationär zu behandeln. Noch bevor ich ins Krankenzimmer kam, erhielt ich eine Spritze in den Bauch, denn durch das Herzflimmern, das meine Mitralsuffizienz begleitete, konnte jederzeit sehr leicht irgendwo eine Embolie auftreten. Mit vielen Untersuchungen und allen möglichen Medikamenten wurde ich mehr als eine Woche im Herzzentrum behandelt.

Nach meiner Einlieferung ins Krankenhaus benachrichtigte Dr. Vladutiu meine Tochter Anca über den Stand der Dinge. Anca setzte sich sofort mit Frau Dr. K. in Verbindung, die für mehrere Krankenzimmer zuständig war, darunter auch meins. Auf unterschiedliche Weise verfolgte Anca, die in Deutschland lebt, täglich die Entwicklung meines Zustands; in gewisser Weise wachte sie aus der Ferne über mich. Sie hatte vor und bestand auch darauf, gleich zu mir zu kommen und mich per Flugzeug nach Freiburg zu bringen. Ich beruhigte sie erst einmal und bat sie, mich noch einige Tage in der Obhut der Klausenburger Ärzte zu lassen, die mir helfen sollten, etwas auf die Beine zu kommen. Außerdem bestand ich darauf, nicht direkt aus der Klinik zum Flugzeug gebracht zu werden. Schließlich willigte sie ein und kam dann am ersten Sonntag nach meiner Entlassung aus der Klinik, um mich abzuholen.

Nun musste ich meine Flugangst überwinden und den Flug nach München akzeptieren. Von München nach Freiburg ging es mit dem Auto. Anca war nach München gekommen, weil es nur von dort aus

2. Bis zur Operation

direkte Flüge nach Klausenburg gab. Nach dem Weg mit dem Flugzeug und Auto erreichte ich dann mein kleines Zimmer in Freiburg.

Bereits am nächsten Tag wurde ich von Anca ins Herzzentrum Bad Krozingen gefahren, etwa 25 km von Freiburg entfernt. Wie Anca wusste, war dies das beste Zentrum für Herzkrankheiten. Sie wusste auch, dass Professor Neumann, der dort arbeitete, zu den renommieritesten Kardiologen Deutschlands zählte. Nach den ersten Untersuchungen im Herzzentrum sagte man mir, die Herzklappenprobleme seien nur chirurgisch in den Griff zu bekommen. Ohne Operation könnte ich noch eine Weile weiterleben – wie lange, wisse man nicht –, aber nicht als gesunder Mensch, sondern als kranker. Als einer, der jederzeit in Gefahr sei, die Augen für immer zu schließen.

In Rumänien hatte man mir nichts von einer Operation gesagt. Etwas später erfuhr ich, dass in Osteuropa bei über 80-Jährigen keine Eingriffe zum Ersatz der Herzklappen durchgeführt werden. In Deutschland richtete sich die Aufmerksamkeit auf die Herzklappe, nicht auf die Rhythmusstörung oder das Flimmern, das meine schwere Mitralsuffizienz begleitete. Als ich in Deutschland die Frage des Alters ansprach (ich war 81 Jahre alt!), erfuhr ich, dass in diesem Teil Europas Operationen unabhängig vom Alter durchgeführt werden, selbst bei über 92-Jährigen.

Da die Frage der Operation konkret wurde, sollten auch die anderen lebenswichtigen Organe untersucht werden: Leber, Lunge, Nieren, Venen, Arterien usw. Dafür musste ich wieder ins Krankenhaus. Da ich mit der Operation grundsätzlich einverstanden war, wurde vereinbart, dass wir am nächsten Tag in die Klinik zurückkehren würden. So gelangte ich in die Abteilung von Professor Neumann, Zimmer 608.

Hier fand ich ein komplett ausgestattetes Einbettzimmer vor. Das Bett war so konstruiert, dass es sehr einfach in der Höhe verstellt werden konnte, auch das Kopf- oder Fußteil einzeln, und das mit nur zwei sehr handlich angeordneten Knöpfen. Neben dem Bett gab es ein Nachtkästchen mit einem Telefon und einer Fernbedienung. Der Fernseher war genau gegenüber dem Bett an der Wand

befestigt. Das Nachtkästchen enthielt auch eine Art Klapptisch, der bei Bedarf für die Mahlzeiten verwendet werden konnte. Um das Nachtkästchen herum gab es allerhand Steckdosen und Schalter. Vor allem gab es Knöpfe, um die Krankenschwester bei Bedarf herbeizurufen. Solche Knöpfe gab es nicht nur beim Bett, sondern auch im Bad, beim Waschbecken, neben dem Duschhocker, sogar an der Toilette. Alles war ungeheuer sauber und ordentlich.

Ich hatte mich noch gar nicht an die neue Umgebung gewöhnt, da erschien schon eine Krankenschwester, um zu fragen, ob ich auf dem Zimmer oder im Speisesaal essen wolle. Da ich mich nicht auf der Suche nach dem Speisesaal verlaufen wollte, zog ich das Essen auf dem Zimmer vor. Danach fragte sie mich noch, was ich am nächsten Tag zu Mittag essen wolle. An diesem Tag hatte ich zusammen mit Anca im Speisesaal gegessen. Verwundert über die Frage zum Menü am nächsten Tag, fragte ich nach der Auswahl. Ich erfuhr, dass jeweils drei Suppen und Hauptgänge zur Wahl standen. Die liebenswerte Schwester las mir auch etwas aus der Menükarte vor. Davon verstand ich nicht allzu viel und erwiderte daher, es sei egal, was auch immer. Die Schwester erklärte mir lächelnd, „egal“ gäbe es nicht. Um aus der Zwickmühle herauszukommen, nahm ich ihre Liste und zeigte mit dem Finger auf die erste Suppe und den ersten Hauptgang.

Der Eingangsbereich der Klinik führte in eine große Halle, die quadratisch und von vier Gebäuden mit sechs Stockwerken umgeben war. Die Halle hatte ein Glasdach und war daher sehr gut vom Tageslicht erleuchtet. In der Mitte gab es einen Springbrunnen, rundherum Bänke für Patienten sowie Diagnoseräume. Die Stockwerke der vier zentralen Gebäude waren durch große, leise Aufzüge verbunden, und die Verbindung zu den Außengebäuden erfolgte durch lange, helle Gänge. Aus der mittleren Halle führte ein Gang zu einem Speisesaal und einer sehr gut ausgestatteten Konditorei. Das Restaurant mit Selbstbedienung konnte sowohl von Patienten als auch von Besuchern genutzt werden. Patienten, die ihre Mahlzeit im Restaurant einnahmen, brauchten nicht vor Ort zu bezahlen, sondern zeigten ihre Codenummer.

